

Zeitschrift: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte = Revue suisse d'histoire = Rivista storica svizzera
Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Geschichte
Band: 24 (1974)
Heft: 1

Bibliographie: Anzeigen = Notes bibliographique
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ANZEIGEN NOTES BIBLIOGRAPHIQUES

SCHWEIZERGESCHICHTE HISTOIRE SUISSE

WALTER MÜLLER, *Ein Auflassungs- und Investitursymbol des Klosters St. Gallen: Die schwarze Kappe*. Zürich, Juris-Verlag 1972. 55 S. (Rechtshistorische Arbeiten. Bd. 10.) – Ein originelles Rechtssymbol war die schwarze Kappe, womit im 15. und 16. Jahrhundert letztwillige Verfügungen am Pfalzgericht in St. Gallen in Kraft gesetzt worden sind. Aus der Zeit zwischen den Jahren 1430 und 1562 sind 45 damit vollzogene Rechtsgeschäfte urkundlich bezeugt.

Im ersten Teil seiner konzentrierten Abhandlung gibt Walter Müller den örtlichen und sachlichen Anwendungsbereich der schwarzen Kappe an, untersucht er Alter und Geltungsdauer des Brauches und schildert er das Zeremoniell. Um abzuklären, was mit der «schwarz kappen» gemeint sei, studiert er im zweiten Teil Quellenbelege über verwandte Investitursymbole. Als Parallelen führt er Zeugnisse über die Verwendung von Oberkleidern und von verschiedenen Kopfbedeckungen an. Im dritten Teil zeigt Müller den rechtlichen Gehalt des Ergreifens, Fahrenlassens und Ansichziehens der schwarzen Kappe auf, fragt er sich, ob es sich dabei um eine Mütze oder eine Mönchskutte und Kapuze gehandelt habe und erörtert er die Eigenständigkeit des St. Galler Symbols.

Küsnacht

Monica Blöcker

ALEXANDER TANNER und PETER ZIEGLER, *Die Kirche Wülflingen*. Zur Restauration von 1972/73 hg. von der reformierten Kirchenpflege Winterthur-Wülflingen. 52 S. – Die Kirche Wülflingen – heute auf dem Gebiet der Stadt Winterthur gelegen – wird 1239 erstmals in den Urkunden erwähnt. Ihre Anfänge aber sind, wie die Ausgrabungen im Jahre 1972 anlässlich der Kirchenrestaurierung gezeigt haben, um Jahrhunderte älter. Ein zum Christentum übergetretener Alemanne hat in Wulvilinga als erster eine kleine Holzkirche gebaut. Bei den Ausgrabungen stiess man auf diese Kirche mit einem Ausmass von 7 auf 5 Metern und entdeckte damit die erste Holzkirche der Schweiz. Wie allerdings der Aufbau der Kirche ausgesehen hatte, vermochte die Untersuchung nicht zu klären. Es wird sich um einen Stabbau

gehandelt haben, bei dem die Wände möglicherweise in Flechtwerk ausgeführt oder mit Steinen ausgefüllt gewesen sein mögen.

Über diese erste Kirche und die ihr folgenden steinernen Gotteshäuser, über dreizehn Jahrhunderte der Kirche Wülflingen orientiert eine illustrierte Schrift, herausgegeben von der reformierten Kirchenpflege Winterthur-Wülflingen zur Restaurierung von 1972/73. Über die archäologischen Grabungen berichtet Alexander Tanner. Was aus schriftlichen Zeugnissen über die Geschichte und Geschäfte rund um die Kirche seit dem Mittelalter abgelesen werden kann, lässt Peter Ziegler, Wädenswil, der auch die Gesamtreaktion innehatte, im zweiten Beitrag lebendig werden. Ein Überblick über die wichtigsten Daten der jüngsten Kircheninstandstellung schliesst die Schrift.

Zürich

Fritz Hauswirth

Zürcher Neujaarsblätter, beschreibendes Verzeichnis mit Personen-, Ort- und Sachregister. Catalogue raisonné, abgeschlossen bis und mit 1966. Hg. zum Fünfzig-Jahr-Geschäftsjubiläum des Antiquariates und der Buchhandlung Hans Rohr, Zürich. Zürich, Rohr, 1971. 165 S., ill. – Anlässlich des fünfzigjährigen Jubiläums gaben Antiquariat und Buchhandlung in dankenswerter Weise das vorliegende Verzeichnis heraus, gleichsam als Geschenk für die Freunde des Hauses. Der einzigartige Brauch, der Jugend Neujaarsblätter mit Erbaulichem und Belehrendem zu schenken, lässt sich in Zürich bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts zurückverfolgen; erst viel später übernahmen auch andere Städte diese Tradition. Ab Mitte des 19. Jahrhunderts waren dann die Themen der Blätter zunehmend auf Erwachsene zugeschnitten.

Das Register erschliesst einen weiten Bogen zürcherischer Vergangenheit und Kultur, der Gelehrten- und Medizingeschichte, des Erziehungs-, Militär- und Wohltätigkeitswesens, der Naturwissenschaften, Altertumskunde und Kunst.

Zürich

Otto Sigg

Schweizerisches Landesmuseum gestern – heute. 75 Jahre im Dienst der Öffentlichkeit 1898–1973. Hg. vom Schweizerischen Landesmuseum. Texte und Redaktion: L. WÜTHRICH. Zürich 1973. 71 S., Abb. – Zur Feier des 75jährigen Bestehens hat das Schweizerische Landesmuseum ein von Konservator Lucas Wüthrich verfasstes, reich illustriertes Heft herausgegeben, dessen Texte und Abbildungen den Blick hinter die Kulissen, ins Innere des Museumsmechanismus eröffnen. Nach einem kurzen geschichtlichen Abriss wird in 27 Kapiteln gezeigt, was das Museum seit eh und je getan hat und was es bei der Erfüllung vieler neu übernommener Aufgaben heute alles leistet.

Die Abschnitte handeln vom Museumsgebäude und der Museumskommission, von Direktoren, Konservatoren und Restauratoren, von der Verwaltung, den Ateliers, Werkstätten und der Schausammlung. Es wird berichtet vom Ankauf von Sammlungsgegenständen, von Donatoren und Depositären, von Inventarisierung, Katalog und Schutz der Sammlung gegen Diebstahl, Brand- und Wasserschaden. Dann werden Studiensammlungen, Bibliothek, Fotothek, Publikationen und Führungswesen vorgestellt. Die letzten

Kapitel gelten den Wechselausstellungen, den Grabungen, den Veröffentlichungen der wissenschaftlichen Beamten, der Zusammenarbeit mit andern Museen und Museumsverbänden sowie den Sammlungen, die dem Landesmuseum angeschlossen sind wie das Schloss Wildegg oder die Schau von Schweizer Fayencen und Porzellanen im Zunfthaus zur Meisen in Zürich.

Das Heft gibt nicht allein Rückschau und Standortbestimmung für heute; zum Schluss wirft Direktor Hugo Schneider einen Blick in die nahe Zukunft und stellt Überlegungen an über die zukünftige Stellung eines nationalen historischen Museums. Das Museum hat einen Bildungsauftrag, der sich an alle Schichten der Bevölkerung richtet; Stand, Bildungsgrad und Altersstufe sollen keine Rolle spielen. Bauliche Massnahmen, vermehrte Integrierung der einzelnen Museumsobjekte in kulturgeschichtliche Querschnittsausstellungen und neue Arten der Werbung könnten den Museumsbesuch erhöhen. Der Grundauftrag des Museums ist aktueller denn je. Die Ausführungsmethoden hingegen bedürfen der Modernisierung. Bei ihrer richtigen Anwendung ist dem Museum auch in Zukunft ein wichtiger Platz im allgemeinen Bildungswesen sicher.

Wädenswil

Peter Ziegler

Bibliographie annuelle de l'Histoire de France, du cinquième siècle à 1945. Année 1972. Paris, C.N.R.S., 1973. In-8°, LXXV + 729 p. – Cet instrument de travail aussi précieux que copieux est mis à la disposition des chercheurs dans un délai remarquablement bref: un record dont devraient s'inspirer bien d'autres bibliographies courantes. Cela suppose, il est vrai, une équipe aussi efficace que celle que dirige M^{me} Colette Albert-Samuel, mais aussi des moyens et des crédits substantiels. Ce volume comprend, comme toujours, la liste des périodiques et celle des *Mélanges (Festschriften)* dépouillés, les notices, et les index – matières et auteurs. Le nombre des notices (références) passe cette fois le cap des 10 000 (10 300). Afin de mieux organiser ce matériel considérable, le classement par sujets connaît désormais quelques subdivisions supplémentaires et quelques changements qui n'en affectent pourtant pas la structure. Comme d'habitude, la notion d'«Histoire de France» est prise dans un sens relativement large, de sorte que l'historien suisse y trouvera matière à compléter son information.

Zurich

J. F. Bergier

ALLGEMEINE GESCHICHTE HISTOIRE GÉNÉRALE

JEAN-MARIE ENGEL, *L'Empire Romain*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-16, 127 p. (Coll. «Que sais-je?», n° 1536). – L'auteur s'est proposé d'offrir au lecteur non spécialisé un exposé succinct de l'empire Romain du point de vue politique, économique et spirituel. La période étudiée commence à Auguste et s'achève sur le règne de Commode. Certes, l'omission des Sévères et l'année 192 comme date-limite pourraient donner lieu à d'amples discussions, mais affirmons en anticipant: M. Engel s'est brillamment acquitté de sa tâche. Notons comme qualités particulières un parfait agen-

cement du récit, l'assimilation des recherches récentes et maint point de vue intéressant (par exemple lorsque l'auteur traite les questions fiscales ou celle de l'éducation des empereurs). L'introduction initie le lecteur au caractère des institutions et montre où résident la force et la faiblesse du principat d'Auguste. Par la suite, en traitant des divers empereurs, l'auteur se montre fortement impressionné par Tacite (jusque dans la manière de s'exprimer), mais il émet des jugements équilibrés, surtout sur Tibère et Claude. C'est avec insistance qu'il analyse pourquoi et par quels moyens l'opposition sénatoriale parvint à faire en sorte que les empereurs du I^{er} siècle apparussent à la postériorité comme des *monstra*. L'idée, fort belle à notre avis, de prendre les constructions sur le Palatin comme miroir de la personnalité et du rayonnement de l'empereur, mérite d'être retenue. Avec une limpidité impressionnante, on nous montre l'avènement et la décadence de Néron, l'évolution de Domitien vers la terreur, à l'âge de Trajan l'idéal impérial du *optimus princeps*, le trait saillant qui le détermine étant la *moderatio*.

L'aperçu sur le II^e siècle évoque la question des sources et décrit l'évolution économique et spirituelle ainsi que les différents empereurs, entre lesquels Marc-Aurèle n'est pas jugé sans une certaine sévérité. Ce n'est qu'en de rares occasions que l'on regrette de ne pas lire des formules plus précises, par exemple lorsqu'il est question d'*imperium* (p. 11), de *municipium* (p. 16), et si l'on lit qu'Avide Cassius aurait rallié « toute l'Asie jusqu'au Taurus » (p. 120). A notre avis, il vaudrait mieux ne pas considérer Lucille, l'épouse de l'empereur Verus, comme une nouvelle Cleopâtre (p. 118); et nous aurions souhaité que l'auteur étendît son extrême prudence à l'égard de la *Historia Augusta* également à l'affirmation selon laquelle Marc-Aurèle aurait prévu de réduire la Bohême et la Hongrie en provinces (p. 119). Quant à la bibliographie, elle ne pouvait être que fort brève; toutefois on a de la peine à réaliser qu'à côté des ouvrages français ne figurent que des livres anglais et italiens, tandis qu'aucun travail allemand n'est cité, ni d'A. Alföldy, ni de Wickert et Ritterling (s. v. les articles sur *princeps* et *legio* dans Pauly-Wissowa). Il n'en demeure pas moins qu'en dépit de ces brèves remarques, cet ouvrage peut être chaleureusement recommandé comme aperçu des deux premiers siècles de l'empire.

Zurich

Werner Widmer

LOUIS HAMBIS, *Attila et les Huns*. Paris, Presses universitaires de France, 1972. In-16, 128 p., cartes (Coll. « Que sais-je? », n° 1501). — D'où venaient les Huns et comment s'est opérée leur entrée et leur expansion en Europe, telles sont les principales questions que pose M. Hambis au début de son ouvrage. Les controverses à ce sujet, les hypothèses aussi étant trop nombreuses et les recherches trop peu avancées pour pouvoir fournir une réponse unique, cette première partie du livre est donc un état des questions. Pour la suite, Attila, son empire, ses successeurs, les sources occidentales sont assez abondantes pour permettre un récit vivant, sans trop d'ombres, du développement prodigieux de cet empire sous la férule de son chef et de sa décomposition rapide sitôt ce dernier mort. Un dernier chapitre, la *civilisation des Huns*, revient un peu dans le domaine des hypothèses et des questions provisoirement sans réponse.

Malgré ses nombreux points d'interrogation, ce petit travail rendra certainement des services aux historiens. En effet, la bibliographie en français sur ce sujet, si elle est riche d'études de détail, est particulièrement pauvre en synthèses, les travaux les plus récents ayant déjà plus de dix ans et n'étant que des traductions.

Genève

Jean-E. Genequand

WALTHER LASKE, *Das Problem der Mönchung in der Völkerwanderungszeit*. Zürich, Juris, 1973. (Rechtshistorische Arbeiten, hsg. v. Karl Siegfried Bader, B. 11.) 134 S. – Mönchung ist die Eingliederung in ein Kloster als Mönch ohne oder gegen den Willen des Betroffenen. Bei Mädchen und Frauen spricht man von Nonnung. Es gibt drei Arten: die Mönchung zur höheren Ehre Gottes und zwar von Kindern und Unfreien, die politische Mönchung als unblutiges Mittel der Politik und als Unrechtsfolge für politische Missetaten und schliesslich die Mönchung aus Habgier, um sich in den Besitz fremden Vermögens zu setzen. Obwohl kirchliche und weltliche Gesetzgebung den Mönchungszwang immer wieder als rechtswidrig darstellte, überliefern die Quellen zahlreiche Fälle, wobei es allerdings verschiedentlich den Gemönchten gelang, den unfreiwilligen Klosteraufenthalt, vor allem bei Änderung der politischen Verhältnisse, zu durchbrechen. Das Buch, das sich durch eine hervorragende Kenntnis der fränkischen Quellen auszeichnet und auch jeweilen in den Anmerkungen die wesentlichen Quellentexte zitiert, bringt zahlreiche Beispiele von Mönchungen. Diese Beispiele sind nicht nur vom rechtshistorischen Gesichtspunkt interessant, sondern auch vom politischen. Die Mönchung wurde unter den Merowingern und den Karolingern zu einem häufig angewandten unblutigen Mittel der Politik, mit dem man Gnade und Milde demonstrieren, sich aber auch den politischen Gegner vom Halse schaffen konnte. Dort, wo die Mönchung von Kindern und Knechten zur höheren Ehre Gottes erfolgte, beruhte sie auf einem Rechtstitel und bedeutete häufig für den Unfreien keine Verschlechterung seiner rechtlichen und sozialen Lage. Sie vergrösserte das Kräftepotential der Klöster, die so befähigt wurden neuen Siedlungsraum zu erschliessen und ihr Missionswerk voranzutreiben. Wir betrachten das Buch als eine interessante Bereicherung für die Rechtsgeschichte und die politische Geschichte der fränkischen Zeit.

Freiburg i. Ue.

Louis Carlen

WALBURG BOPPERT, *Die frühchristlichen Inschriften des Mittelrheingebietes*. Mainz, Verlag Philipp von Zabern, 1971. VIII, 176 S. Abb., Falttafel. (Römisch-Germanisches Zentralmuseum zu Mainz.) – Der Verfasser legt darin eine systematische und gründliche Untersuchung der in der Literatur oft zitierten und teilweise auch abgedruckten 52 bekannten frühchristlichen lateinischen Grabinschriften aus der Mittelrheingegend vor. Es kommt ihm dabei nicht auf einen neuen, eventuell verbesserten Abdruck an, vielmehr ist er bestrebt, jede Inschrift mit anderen Inschriften der gleichen Periode, wie sie zum Beispiel bei Diehl, *Inscriptiones latinae christianae veteres* vorkommen, zu vergleichen. Jede Inschrift, die nach der in ihr genannten bewidmeten Person genannt wird, also zum Beispiel Adalhardus-Stein, ist für

sich besprochen, hinsichtlich Fund- und Aufbewahrungsort, Material, Masse, Zustand der Inschrift, Lesung (Transkription), Paläographie, Sprache, Formular, Name, Verzierung, Datierung, Literatur, stets unter Beigabe einer Schwarzzeichnung des Steines und der Inschrift in Strichklischee. Da ein Schwergewicht auf das vergleichende Studium des Formulars gelegt ist, kann das Verzeichnis der in diesen Stücken auftretenden Sepulcralformeln sehr begrüßt werden, auch werden die Namen der genannten Inschriften besonders verzeichnet. Anschaulich ist das Übersichtsblatt über die einzelnen Buchstaben. Man beachte hier u. a. das gestürzte A des Panto-Steins, das man u. a. in frühen Manuskripten in Spanien antrifft.

Basel

Albert Bruckner

HELMUT MAURER, *Konstanz als ottonischer Bischofssitz. Zum Selbstverständnis geistlichen Fürstentums im 10. Jahrhundert*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1973. 99 S. (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte. 39. Studien zur Germania Sacra 12.) – Während die Erforschung der sozialen, wirtschaftlichen und rechtlichen Entwicklung der mittelalterlichen Stadt heute emsig vorangetrieben wird, sind geistesgeschichtliche Untersuchungen wie Helmut Maurers Studie über «Konstanz als ottonischer Bischofssitz» seltener geworden. Maurer will der sorgfältigen Analyse der baulichen Ausgestaltung der Bischofsstadt im 10. Jahrhundert neue Einsichten in das Selbstverständnis der geistlichen Fürsten abgewinnen. Patrozinien und topographische Verhältnisse weisen, richtig gedeutet, auf die Idee hin, die hinter den verschiedenen Kirchenbauten stand und sie zu einer geistigen Einheit verband.

In der Einführung umreißt Maurer sein Thema und stellt den Stand der Forschung und die Quellenlage dar. Der erste Teil ist den Bischöfen gewidmet; im Zentrum stehen selbstverständlich neben dem am Hofe tätigen, einflussreichen Salomo III. Konrad und Gebhard, die beide später heilig gesprochen worden sind. Im zweiten Teil über die Ausgestaltung des Bischofssitzes zeichnet Maurer die einzelnen Phasen der Bauentwicklung nach – von Salomos Pfalzbau, seiner Stadterweiterung und dem Ausbau der Krypta über Konrads kirchliche Neu- und Umbauten, die Rundkirche St. Mauritius bei der Kathedrale, das Baptisterium St. Johann sowie St. Paul und St. Laurentius fuori le mura und das Spital, bis zu Gebhards Gründung des Klosters Petershausen auf dem anderen Ufer des Rheins. Im dritten Teil forscht Maurer nach dem Kirchenbild und der «Idee» von Bischofssitz und Bischofsstadt Konstanz. Als bestimmendes Muster für den Kirchenkranz erweisen sich die fünf stadtrömischen Patriarchalkirchen; Rom, die Stadt der Päpste und Kaiser, war wie für andere Städte auch für Konstanz Vorbild. In der Mauritiusrotunde wurde daneben Jerusalem in seiner zweifachen Bedeutung vergegenwärtigt. Die Patrone St. Mauritius und St. Laurentius versinnbildlichen die enge geistige Beziehung zum ottonischen Herrscherhaus.

Neun Abbildungen, eine Faltkarte «Das Kirchenbild des ottonischen Konstanz», Quellen- und Literaturverzeichnis vervollständigen die in sich geschlossene Monographie. Vielleicht hätte ein Vergleich mit den benachbarten Kultzentren Reichenau und St. Gallen oder der Bischofsstadt Basel

ermöglicht, die Eigenart des ottonischen Konstanz noch deutlicher herauszuarbeiten.

Küsnacht

Monica Blöcker

J. F. Böhmer, *Regesta Imperii*. IV.: *Ältere Staufer*. Dritte Abt.: *Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich VI. 1165 (1190)–1197*. Nach JOHANN FRIEDRICH BÖHMER neubearb. von GERHARD BAAKEN. Köln, Wien, Böhlau, 1972. XIX/347 S. – Im Rahmen der Neubearbeitung der J. F. Böhmerschen «*Regesta chronologico-diplomatica regum et imperatorum*» Konrads I. bis Heinrich VII. (1831) bearbeitet Gerhard Baaken die Zeit Heinrichs VI. Da die kritische Edition der Diplome dieses staufischen Kaisers bis jetzt fehlt, entschloss sich der Verfasser, der selbst an einer Darstellung der Geschichte dieses Herrschers arbeitet, den grossen Stoff so vorzulegen, dass der Benutzer bis zum Erscheinen des Diplomatabandes «ein alles Wesentliche enthaltendes Hilfsmittel» darin besitzt. So wird grundsätzlich überall auf die handschriftliche Überlieferung zurückgegriffen; die Drucke wurden so vollständig als nur möglich angegeben. Das Gerüst des Ganzen bilden die einzelnen Urkunden, ihr Rechtsinhalt, ihre Datierungsmerkmale, die Namen, die Zeugen usw., wenn nötig im lateinischen Wortlaut, werden vollständig mitgeteilt. Im Gegensatz zu den früheren Bänden der Neubearbeitung wurden die Nachrichten ausserhalb der Urkunden oder Briefe in der Regel nur dann gebracht, wenn sie «unmittelbar zur Festlegung des Itinerars beitragen». Die neue Anlage der Regesten ist übersichtlich. Die Regesten sind sorgfältig und verraten eine gründliche Kenntnis der Quellen und Literatur. Besonders Wert legte der Verfasser auf das Aufspüren von *Deperdita*, die von der älteren Diplomatik etwas vernachlässigt wurden, sie umfassen die Nr. 630–728, woran sich die Fälschungen Nr. 729, 730 anschliessen. Der Band enthält mehrere Beilagen, u. a. das Register der Ausstellungs- und Aufenthaltsorte, ein weiteres der Empfänger und Adressaten der von Heinrich VI. ausgestellten oder mitausgestellten Urkunden und Briefe, besonders wichtig, da vorderhand das vorbereitete Orts- und Personennamenregister noch fehlt.

Für die Reichsgeschichte liegt ein sehr gutes Arbeitsinstrument vor.

Basel

Albert Bruckner

JACQUES VERGER, *Les universités au moyen âge*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-16, 214 p. (Coll. SUP, «L'historien», n° 14). – Depuis quelques années, notre connaissance des universités médiévales a fait de notables progrès, s'enrichissant en particulier considérablement grâce aux recherches menées d'une part sur le recrutement des universitaires, d'autre part sur l'influence et le rôle joué par les gradués dans l'administration et la politique du temps. Une mise au point devenait donc utile. Celle que nous donne M. Verger est bien venue. Travaillant en principe sur les travaux publiés, l'auteur cite néanmoins quelques documents inédits: c'est dire l'intérêt de son travail. Son ouvrage s'articule en deux parties. La première (XII^e–XIII^e s.) accorde une large part à la création et au fonctionnement des universités. La seconde, XIV^e–XV^e s.: *déclin ou transformation*, est plus neuve: l'auteur plaide en effet de manière convaincante pour la transformation. Par ailleurs, l'abondance de la documentation pour la fin

du moyen âge a permis, précisément dans les domaines sociologiques et administratifs, des travaux neufs. Ceux-ci ouvrent d'intéressantes directions de recherche qui sont indiquées en passant. Souhaitons qu'elles soient suivies et que ces prochaines années nous apportent de nombreuses monographies d'universités, portant en particulier sur le recrutement et les carrières: c'est là, croyons-nous, que nous aurons encore le plus de surprises et qu'il se fera le plus de découvertes importantes.

Genève

Jean-Etienne Genequand

JOSEPH SHATZMILLER, *Recherches sur la communauté juive de Manosque au moyen âge, 1241-1329*. Paris et La Haye, Mouton & Co, 1973. In-8°, 185 p. (Ecole pratique des hautes Etudes, VI^e section. Série «Etudes juives», vol. XV). – Le titre de ce travail a été dicté par la richesse des archives provenant de Manosque et conservées soit aux Archives départementales des Bouches-du-Rhône, soit à celles des Basses-Alpes: ce sont des dizaines de registres de la Cour et de registres de notaires pour la seconde partie du XIII^e siècle et pour le premier tiers du XIV^e siècle. Quel privilège ont ces Archives du Midi!

Laissant de côté pour le moment l'activité économique, l'auteur étudie la place de la communauté juive dans la société de Manosque, sa situation juridique, ainsi que les traits de son organisation et de sa vie. Commençant en 1241, sa documentation ne lui permet pas de dire si les Juifs sont établis depuis longtemps à Manosque, ou non¹. La fluctuation des patronymes au XIII^e siècle, ceux-ci mentionnant souvent simplement le dernier lieu où leur porteur a résidé, interdit toute déduction sur l'origine première. La démographie et ses aléas rend aussi hypothétique l'expression du nombre atteint par la communauté; toutefois, J. Shatzmiller obtient des chiffres qui confirment ceux précédemment établis par le regretté Edouard Baratier².

Les documents subsistants ne permettent d'approcher que difficilement la vie de la communauté, ou sa façon de s'administrer, mais fournissent tout de même quelques aperçus: un cas d'assistance des Juifs de Manosque à leurs pauvres, en 1311; une querelle intestine assez sérieuse dans la communauté, aux alentours de 1310.

Nous ne pouvons terminer ces quelques notes sans louer la méticulosité et la prudence du chercheur.

La Tour-de-Peilz

Jean-Pierre Chapuisat

GIOACCHINO VOLPE, *Studi sulle istituzioni comunali a Pisa. Città e contado, consoli e podestà, secoli XII-XIII*. Nuova edizione con una introduzione di Cinzio Violante. Firenze, Sansoni, 1970. In-8°, LXVIII-523 p. (*Biblioteca storica Sansoni*, nuova serie, XLVIII). – Ceux qui auraient en mémoire les critiques sévères qu'en 1962 Yves Renouard³ adressait au travail

¹ Les communautés juives en Provence sont déjà connues au temps de Barbe-rousse, à Arles, à Avignon, en 1178. Cf. Paul Fournier, *Le royaume d'Arles et de Vienne*, Paris, 1891, page 63.

² Edouard Baratier, *La démographie provençale du XIII^e au XVI^e siècle*, Paris, 1961.

³ «Destin d'une grande métropole médiévale, Pise», *Annales ESC*, 1962, p. 137-145, repris dans *Etudes d'histoire médiévale*, t. I, 1968, p. 547-554.

Cristiani, et particulièrement *Nobiltà e popolo nel comune di Pisa* (Naples, 1962), ont pu corriger les vues de Volpe sur certains points, les *Studi* restent à la fois utiles et intéressantes. Utiles par les descriptions précises que fait Volpe des institutions elles-mêmes. C'est l'occasion de rappeler que le développement de Pise intervient beaucoup plus tôt que celui des autres cités italiennes et qu'elle atteint son apogée bien avant ses rivales. La description des institutions, des mécanismes du pouvoir et de leur fonctionnement de Volpe pourront se poser la question de l'utilité de cette réédition. Nous ne pensons pas pourtant qu'elle soit inutile. Même si les travaux d'E. peuvent donc permettre d'utiles comparaisons avec d'autres cités. Intéressantes parce que, comme le rappelle très opportunément Cinzio Violante dans sa forte préface, l'œuvre de Volpe, et spécialement ses *Studi*, a eu une influence et donné une impulsion décisive à certaines études historiques en Italie. Il sera donc bon, pensons-nous, que les jeunes historiens puissent prendre connaissance de ce travail qui aura fait date. En se rappelant que, sciemment, Volpe n'a rien corrigé à ce travail qui remonte à 1902. Il y a cependant ajouté l'index dont Renouard déplorait l'absence et qui en facilitera grandement l'utilisation.

Genève

Jean-E. Genequand

JACQUES POUMARÈDE, *Géographie coutumière et mutations sociales. Les successions dans le Sud-Ouest de la France au moyen âge*. Paris, Presses universitaires de France, 1972. In-8°, III + 341 p., cartes (Publications de l'Université des Sciences sociales de Toulouse, Centre d'histoire juridique, série historique, n° 1). — A l'heure où d'aucuns contestent toute autonomie à l'histoire du droit, en lui reprochant de ne s'occuper que de faits particuliers, dénués de toute signification générale et incapables par eux-mêmes de fournir une explication globale qui puisse prendre valeur de théorie, il est vivifiant de prendre connaissance de la belle thèse de Jacques Poumarède consacrée aux «successions dans le Sud-Ouest de la France au moyen âge». Formé à Toulouse à l'école de Paul Ourliac et s'inspirant des travaux du professeur Yver sur la géographie coutumière, M. Poumarède, en rédigeant son livre, est parti de l'idée que «les systèmes successoraux varient selon la conception que chaque civilisation se fait de la famille et du patrimoine qui lui est attaché» (p. 43). Cette constatation se trouve pleinement justifiée dans le Sud-Ouest de la France où le nord et le sud de cette région recouvrent deux aires aux régimes juridiques différents. Au bassin de la Garonne, plaine très accueillante aux idées nouvelles, correspond le droit garonnais, à partage égalitaire, alors qu'au sud, vers les Pyrénées, nous trouvons un droit dit pyrénéen, à régime d'aînesse absolue. Il est donc permis d'affirmer à ce propos que cette région montagneuse fait véritablement figure de conservatoire des notions juridiques les plus anciennes. L'auteur traite tout d'abord des problèmes de succession tels qu'ils ont pu se poser dans des groupes familiaux soumis à la vie communautaire, où tous les enfants sans exception ont vocation à recevoir une part de la succession. En Bazadais, par exemple, M. Poumarède a retrouvé la trace de communautés fraternelles tacites qui se rapprochent des communautés taisibles des pays coutumiers. Abordant ensuite les problèmes successoraux soulevés à l'occasion des se-

condes noces, puis celui de l'exclusion de la succession des filles dotées, il prend soin à cette occasion d'insister sur les caractéristiques de cette coutume qui répond aux besoins d'une époque: la prospérité des dynasties bourgeoises exige le sacrifice des filles. Le droit des nobles, qui au XIII^e siècle, est encore très proche de celui des roturiers, se doit pourtant de réagir contre l'anarchie des morcellements successoraux; il adopte à cet effet une solution analogue à celle du droit bourgeois: le droit d'aînesse doit permettre de maintenir l'unité du fief. L'auteur, avec beaucoup de subtilité, lie à juste titre cette coutume à une influence déterminante du droit de l'ouest (Normandie) sur la féodalité bordelaise. L'introduction du testament vient encore renforcer cette pratique, puisque la libre institution d'héritier permet aux nobles de se protéger efficacement contre le morcellement des héritages. Dans le même ordre d'idée, la descente des biens dans les lignages, jointe à l'unité du patrimoine au profit des parents paternels, peut faire dire à l'auteur que «la gestation de la société féodale passe par le sacrifice de la parenté maternelle» (p. 234). La partie consacrée à l'étude du droit pyrénéen est moins étendue que la précédente, mais pas moins stimulante. Ce droit se caractérise par le principe de l'aînesse absolue, à tel point qu'en Bidache la coutume maintient ce principe sur les propres comme sur les acquêts, alors qu'à Bayonne, la coutume, plus libérale, préconise le partage égal des acquêts entre les enfants. L'auteur traite également du droit du pays basque qui pose plusieurs problèmes fort délicats. M. Poumarède les aborde de front, en tentant de les résoudre dans une perspective plus large qui comprend aussi le problème fort controversé de l'origine du peuple basque, suivant l'hypothèse, assez vraisemblable, qu'«à une langue commune correspond donc l'idée souvent exprimée d'un droit commun» (p. 11). En conclusion, l'auteur compare très justement l'héritier pyrénéen au *rex designatus* des premiers siècles capétiens, en insistant sur l'aspect malthusien avant la lettre de ce droit. Abattant toutes les cloisons que pouvait lui imposer un sujet à première vue très spécialisé, M. Poumarède a fait de son livre un modèle et un exemple à suivre; chez lui, «l'histoire du droit agrandit son cadre pour être pleinement une histoire sociale: toute règle a sa raison qu'il s'agit de découvrir comme toute société a son droit qui en exprime les tendances profondes» (P. Ourliac, Préface, p. III).

Genève

Maurice de Tribolet

INGO OHL, *Die Levante und Indien in der Verkehrspolitik Venedigs, der Engländer und der Holländer 1580–1623*. Kiel, Mühlau, 1972. 145 S. (Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Bd. 2.) – Der Autor geht bei seiner Untersuchung von den folgenden vier Grundfragen aus, die gleichzeitig den Inhalt der Arbeit umreißen: 1. Welche Möglichkeiten hatte die venezianische Verkehrspolitik zu Anfang des 17. Jahrhunderts, und welche Gründe kommen für den Niedergang des venezianischen Levanteverkehrs in Betracht? 2. Wie wirkte sich der Einbruch der Engländer und Holländer im levantinischen Raum aus? 3. Welche Möglichkeiten hatten die Portugiesen, die Konkurrenten der levantinischen Seefahrer, gegenüber den Engländern und Holländern in Indien? 4. Zu welchem Ergebnis führt die anglo-holländische Konkurrenz im indischen Raum?

Ohl liefert dazu keine zusammenhängende Abhandlung, sondern behandelt die umrissenen Probleme in drei in sich geschlossenen Kapiteln. Während im ersten Teil «Die Verkehrspolitik Venedigs und die Levante» und im zweiten Teil «Die Verkehrspolitik der Engländer und die Levante» untersucht werden, so behandelt der dritte Teil «Die anglo-holländische Konkurrenz in Ostindien». Es handelt sich bei dieser Arbeit, die einen Zeitraum von etwas über vierzig Jahren untersucht, nicht um eine neue grundlegende Forschungsarbeit. Der Autor lässt es dabei bewenden, am Anfang des ersten Teils festzustellen: «Die Archive Venedigs, der Türkei, Spaniens, Frankreichs, Englands und Hollands enthalten mehr, als bisher publiziert und ausgewertet worden ist.» Die Arbeit ist ein sorgfältiger, flüssig geschriebener Literaturbericht, der (dem Literaturverzeichnis folgend) die Literatur zu diesem Thema von Beginn des 19. Jahrhunderts bis heute berücksichtigt. Untersucht man die Literaturangaben in den einzelnen Kapiteln genauer, so kann man leicht feststellen, dass sich Ohl vor allem auf folgende Werke abstützt: «Geschichte des Osmanischen Reiches» von Zinkeisen, 1856; «Piracy and the Decline of Venice 1580–1615» von Tenenti, 1967; «Venetian Shipping during the Commercial Revolution» (1946) in: «Venice and History» von Lane, 1966; «The English Levant Company» von Epstein, 1908. Erst im dritten Teil werden neben der Sekundärliteratur auch ausgiebig (gedruckte) Quellen benutzt. Im Anhang schliesslich findet sich eine Erklärung von Gewichts- und Mass-Bezeichnungen, ein ausführliches Literaturverzeichnis und eine englische Zusammenfassung.

Zürich

Fritz Lendenmann

JÜRGEN WIEGANDT, *Die Merchants Adventurers' Company auf dem Kontinent zur Zeit der Tudors und Stuarts*. Kiel, Mühlau, 1972. 229 S. (Beiträge zur Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Bd. 4.) – Wer sich von dieser Arbeit neue Forschungsergebnisse erhofft, wird enttäuscht. Es handelt sich hier um einen sehr gediegenen, aber ausschliesslich auf gedruckten Quellen und Darstellungen basierenden Überblick über den bisherigen Forschungsstand, in dem keine neuen Fragestellungen entwickelt werden.

Verfasser beschreibt die verschiedenen Entwicklungsphasen der bekannten Handelsorganisation von den ersten lockeren und auf privaten Initiativen beruhenden Zusammenschlüssen der englischen Tuchhändler in den Niederlanden und im Ostseeraum während des 14. Jahrhunderts über die Schaffung einer seit dem 16. Jahrhundert straff organisierten, zunehmend monopolistischen und staatlich sanktionierten Gesellschaft bis hin zum kriegs- und konjunkturbedingten Niedergang im 17. Jahrhundert, wobei allerdings gerade die Zusammenhänge mit den gesamteuropäischen Konjunkturzyklen nicht deutlich genug herausgearbeitet werden. Die Stützpunkte der Merchants Adventurers auf dem Kontinent wechselten immer wieder, bedingt durch politische und wirtschaftliche Veränderungen. Bis ins 16. Jahrhundert waren nacheinander Brügge und Antwerpen ihre Hauptplätze, später abwechselnd Hamburg, Emden und Stade. Berücksichtigung finden auch die innere Organisation der Gesellschaft und das Geschäftsgebaren ihrer Mitglieder. Zu bedauern ist das Fehlen eines Ortsregisters und die Nichtbeachtung einiger wesentlicher Quelleneditionen wie zum Beispiel der

Auszüge Strieders aus den Antwerpener Notariatsregistern des 16. Jahrhunderts oder verschiedener Editionen von Zollisten aus dem Nord- und Ostseeraum.

Ravensburg

Peter Eitel

JEAN-LOUIS THIREAU, *Les idées politiques de Louis XIV*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-8°, 126 p. (Travaux et Recherches de l'Université de Droit, d'Economie et de Sciences Sociales de Paris. Série Sciences historiques, n° 4). – Sur un sujet qui a déjà fait couler beaucoup d'encre et suscité bien des controverses, M. Thireau a choisi de s'attacher essentiellement aux textes qui nous transmettent, ou sont censés nous transmettre la pensée politique du Roi-Soleil. Il s'efforce, à la suite d'autres historiens, de convaincre le lecteur de la valeur historique des textes connus communément sous le titre de *Mémoires* de Louis XIV. Ce travail critique est certes d'un grand intérêt. Mais il ne constitue pas une fin en soi. En effet, l'authenticité et la valeur de ce document admis, reste à savoir s'il nous fournit autre chose qu'une vérité officielle, l'image que le roi voulait laisser de ses idées politiques, ou même des idées politiques qu'il croyait avoir.

Reprenant par thèmes les grands sujets traditionnels (absolutisme, nature du pouvoir royal, limites de ce pouvoir, etc.) et s'appuyant sur des études antérieures, fondées comme la sienne essentiellement sur des textes juridiques ou sur des vues théoriques, M. Thireau présente un tableau clair et satisfaisant pour l'esprit d'une pensée certes peu originale, mais cohérente. Quant à savoir si une étude sur le même sujet qui partirait de la réalité d'une politique menée empiriquement durant plus de cinquante ans aboutirait au même tableau, c'est une autre question, et même un autre sujet.

L'ouvrage de M. Thireau comporte une bonne bibliographie et il est conduit, dans les limites choisies de sa documentation, avec une méthode et une minutie dignes d'éloges.

Allaman

Rémy Pithon

AIMÉ-GEORGES MARTIMORT, *Le gallicanisme*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-16, 128 p. (Coll. «Que sais-je?», n° 1537). – Le thème est traité *stricto sensu*, d'Anagni à la Séparation, en huit chapitres : facture classique, qui souligne la complexité des particularismes successifs de l'Eglise d'Ancien Régime. Leur noyau reste l'affirmation monarchique, sinon cléricale, de l'indépendance «au temporel», élaborée par les théologiens de l'«Ecole de Paris», soutenue par le Parlement, incluse dans le conciliarisme avec l'exemple «Pragmatique» et sanctionnée, longuement, par la pratique concordataire. Mais leur expression se diversifie, la modernité renforçant le juralisme de l'institution et la pluralité des politiques, royale ou parlementaire, épiscopale ou richériste. Cependant qu'à l'encontre de l'autorité tridentine, la revendication des «libertés de l'Eglise gallicane» se constitue en un corps de doctrines. Dès lors, idéalisée par la Déclaration de 1682, celle-ci tend à s'épuiser. L'affinité ou l'exploitation «janséniste» ne la renouvelle pas substantiellement. Passé la Constitution civile et 1801, le gallicanisme apparaît comme une survivance. Inséparable de l'ultramontanisme, vocable récent lui

aussi, il n'aura cessé de rappeler – dans la difficulté d'en exprimer le droit public – «que l'Eglise n'est pas une société bâtie sur le modèle des autres». Evidence qui s'accommode d'un certain schématisme (ainsi, p. 110, de l'ecclésiologie protestante ou de la période révolutionnaire), au passif du genre.

Besançon

R. Stauffenegger

GERHARD A. RITTER, *Parlament und Demokratie in Grossbritannien. Studien zur Entwicklung und Struktur des politischen Systems*. Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1972. 378 S. – Unter dem attraktiven Titel «Parlament und Demokratie in Grossbritannien» vereinigt dieser Sammelband sieben Einzelstudien zu Aspekten des britischen Parlaments- und Regierungssystems, welche in den Jahren zwischen 1958 und 1968 an verschiedenen Stellen bereits im Druck erschienen. Die hier gesammelten Aufsätze geben einerseits Einblick in die Herausbildung zentraler Grundzüge der britischen Verfassung und Parlamentsherrschaft im 17. und 18. Jahrhundert und andererseits in die Wirklichkeit der britischen Politik im Zeitalter der Massendemokratie, vor allem aber geben sie auch einen beachtenswerten Überblick über die publizistische Tätigkeit Gerhard A. Ritters zu Fragen der englischen Geschichte.

Dass die Untersuchung der politischen Theorien Jakobs I. und der Hauptprobleme der Verfassungskämpfe im 17. Jahrhundert unter dem Titel «Divine Right und Prärogative der englischen Könige, 1603–1640» die religiösen Auseinandersetzungen und die in der englischen Geschichtsschreibung der letzten zwei Jahrzehnte besonders erörterte Frage nach den wirtschaftlichen und sozialen Ursachen der englischen Revolution ausser Betracht lässt, weiss zwar der Verfasser, schmälert aber die Relevanz der Erkenntnisse trotzdem.

Die beiden Abhandlungen «Probleme und Tendenzen der britischen Verfassungsentwicklung» und «Die Kontrolle von Regierung und Verwaltung in Grossbritannien» geben dafür eine fundiert kritische Bestandesaufnahme der gegenwärtigen Verfassungssituation und ihrer Gefahren für die britische Demokratie. Das Studium dieser beiden Aufsätze vor dem Hintergrund der aktuellen Situation Grossbritanniens empfiehlt sich als glänzende Einführung in die Krise des Interventions- und Leistungsstaates.

Arlesheim

Rolf Zaugg

ALBERT SOBLOUL, *Le premier empire*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-16, 126 p. (Coll. «Que sais-je?», n° 1541). – Faisant suite au volume paru en 1967, *Le Directoire et le Consulat* («Que sais-je?», n° 228), cette nouvelle publication de Soboul est fidèle à l'un des thèmes cher au spécialiste de la période révolutionnaire: la continuité de la Révolution française jusque dans l'épopée napoléonienne. Quels qu'aient pu être les sentiments ou les ambitions de Napoléon, il n'a pu renier le double héritage de la Révolution et du Consulat; et c'est dans cette filiation que Soboul voit l'explication de la popularité de l'empereur, puis, lorsque celui-ci s'écarte des aspirations de la nation, son isolement progressif et sa chute. Soboul a le grand mérite de tracer de Napoléon un portrait nuancé, ni apologie, ni dénigrement.

Il le replace dans l'histoire: fils et soldat de la Révolution, il maintint les grandes conquêtes de celle-ci: abolition des privilèges et de la féodalité, égalité civile, libération du paysan, et c'est en cela qu'il a imprimé sa marque à l'histoire.

A l'intérieur de ce cadre, Soboul subdivise son livre en trois chapitres: tout d'abord les fondements du régime (problèmes démographiques et économiques); puis, dans un chapitre plus descriptif, il brosse le tableau de la conquête impériale jusqu'en 1809; dans le dernier chapitre enfin, il présente la France napoléonienne, dont il étudie le système de gouvernement, la stabilisation sociale, puis les forces d'opposition, ce qui l'amène, dans sa conclusion, à analyser la chute et à dresser de l'ensemble des réalisations un tableau nuancé. Il est difficile d'énumérer ici tous les problèmes que Soboul présente à la lumière des recherches les plus récentes dans tous les domaines de l'histoire, l'on se bornera à souligner l'intérêt et l'utilité de ce petit ouvrage.

Cully

M. C. Jequier

ALICE GÉRARD, *Le second empire, innovation et réaction*. Paris, Presses universitaires de France, 1973. In-16, 96 p. (Coll. «Dossiers Clio»). – Suivant l'heureuse formule de la collection dirigée par le Professeur Claude Fohlen, l'auteur tente un bilan de cette époque controversée que fut le second empire. Livré à une historiographie presque exclusivement politique pendant près d'un demi-siècle, il fallut attendre les lendemains de la première guerre, mais surtout 1940, pour qu'une interprétation plus objective soit donnée d'un régime qui, les recherches de ces vingt dernières années dans des domaines tels qu'économie, société, civilisation l'ont confirmé, est bien le début de l'époque contemporaine en France.

Le sous-titre illustre parfaitement le propos de Mme Gérard qui, dans les 28 pages d'introduction, présente, sur quelques thèmes principaux (personnalité de l'empereur – évolution politique du régime – essor économique – évolution de la société impériale – politique extérieure), les idées et les jugements de générations d'historiens. A ces thèmes correspondent, dans la seconde partie du volume, des documents particulièrement significatifs. Une troisième partie enfin, «Points de vue», qui est la plus longue, renferme tout un éventail de jugements sur l'époque: de Victor Hugo à J. Bouvier, de Marx à F. Perroux, les conceptions sont variées et montrent bien que le second empire fut une période où «innovation et réaction, non seulement coexistent, mais s'enchaînent, dialectiquement: de là cette accélération du rythme des changements qui situe l'époque impériale aux origines immédiates du monde français contemporain». Enfin une chronologie et une bibliographie sommaire complètent heureusement l'opuscule, dont la clarté et l'érudition font un instrument précieux.

Cully

M. C. Jequier

JACQUES DROZ, *Les causes de la Première guerre mondiale. Essai d'historiographie*. Paris, Ed. du Seuil, 1973. In-16, 187 p. (série «Histoire», n° 11). – Le problème des origines de la Première guerre mondiale constitue l'un des chapitres les plus controversés de l'histoire contemporaine. Indissolublement

lié à la *Kriegsschuldfrage*, c'est-à-dire, pour les Allemands, à l'article 231 du Traité de Versailles, il connaît un regain d'intérêt après la Seconde guerre mondiale, qui pose en termes nouveaux et dramatiques la question de la continuité ou de la rupture de la politique extérieure allemande. Paradoxalement, l'aventure hitlérienne redonne aux historiens ouest-allemands une nouvelle confiance. La plupart d'entre eux, tout en reconnaissant les velléités annexionnistes de nombreux dirigeants de l'Empire, insisteront donc sur la responsabilité des autres grandes puissances, de la Russie notamment, et mettront en lumière la volonté de paix des responsables civils du Reich, à commencer par le Chancelier Bethmann-Hollweg.

C'est dans ce climat qu'éclate en 1961 la bombe provoquée par le gros ouvrage du professeur Fritz Fischer, qui reprend, autour du programme de septembre 1914 de Bethmann-Hollweg, l'essentiel des accusations portées durant l'entre-deux guerres par les historiens français contre les dirigeants allemands. L'ouvrage de Fischer déclenchera donc en République fédérale d'âpres polémiques, d'où la politique n'est pas absente, au cours desquelles Fischer et ses élèves préciseront leur point de vue et amplifieront encore leurs attaques.

A cette querelle, déjà fameuse bien qu'elle ne soit pas achevée, le professeur Jacques Droz consacre un petit ouvrage dont le principal mérite est moins de tenter un bilan historiographique du problème des origines de la Première guerre mondiale, comme pourrait le laisser croire le titre, que de présenter au lecteur français l'essentiel de la dispute suscitée par les thèses de Fischer, dispute demeurée ignorée en France, même par le public cultivé, jusqu'à la traduction du premier ouvrage du professeur hambourgeois. Comme tel, ce petit livre, un peu vite fait, un peu limité, imprimé quelquefois de façon négligée, rendra service aux étudiants et à tous ceux qui désirent s'informer brièvement des thèses en présence et de l'état de la question.

Genève

J. C. Favez

OZER CARMI, *La Grande-Bretagne et la Petite entente*. Genève, Droz, 1972. In-8°, 377 p. («Travaux d'histoire éthico-politique», vol. XXIV). – Dès 1919, les gouvernements de Londres et de Paris adoptent des positions très divergentes dans la question de la sécurité. Pour la Grande-Bretagne, c'est là un sujet secondaire, puisque la menace navale allemande a disparu. Ce qui compte avant tout, c'est la reconstruction économique de l'Europe. Aussi les Anglais cherchent-ils à limiter leur engagement sur le continent et à diminuer leurs obligations vis-à-vis de la Société des Nations, refusant de considérer les traités de paix comme un *noli me tangere*. Au contraire, la France considère qu'elle vit encore sous la menace allemande, puisque le traité de Versailles ne lui a pas accordé toutes les garanties de sécurité qu'elle souhaitait et que les traités d'assistance bilatéraux avec ses alliés occidentaux sont demeurés lettre morte. Les gouvernements qui se succèdent à Paris cherchent donc à renforcer la sécurité collective et à resserrer les alliances de revers. Ils entretiennent des liens étroits avec la Petite Entente, formée pour maintenir le statu quo en Europe orientale contre le révisionnisme hongrois, par la Tchécoslovaquie, la Roumanie et la Yougoslavie.

La politique orientale de la France a été maintes fois étudiée et la recherche historique attend maintenant que se poursuive au-delà de 1929 l'ouverture des archives du Quai d'Orsay, pour sonder plus avant l'évolution des relations entre la France et ses alliés de la Petite Entente. En attendant ce moment, Ozer Carmi a étudié, dans sa thèse de doctorat, la politique de la Grande-Bretagne dans cette même région du monde, telle que nous la révèlent maintenant les papiers du Foreign Office. Au travers de huit moments essentiels, qui vont de la naissance de la Petite Entente à sa désintégration, en passant par le projet de pacte anglo-français, le plan Tardieu, le Pacte à quatre et la guerre d'Éthiopie, il présente ainsi une intéressante analyse des rapports quelquefois difficiles qu'a entretenus l'orgueilleuse Angleterre avec les petites puissances d'Europe centrale et orientale. Au delà de son cadre géographique, cet ouvrage constitue un apport original à l'étude des relations franco-anglaises et de la politique britannique durant l'entre-deux guerres.

Genève

J. C. Favez

HENRI DUHAMEL, *Physiologie d'une grande entreprise*. Paris, Flammarion, 1972. In-16, 188 p. (Coll. «Questions d'histoire et d'économie», vol. 29). — Né en 1925, ancien élève de l'Ecole Polytechnique de Paris, directeur d'entreprise, Henri Duhamel répond à cette question toujours plus actuelle: Qu'est-ce qu'une grande entreprise? Sans se préoccuper des aspects doctrinaux qu'il ne fait que mentionner au passage, l'auteur décrit le métabolisme d'une grande entreprise industrielle. L'emploi judicieux d'un glossaire, dont les indications bibliographiques intégrées au texte permettent d'approfondir les points principaux, ne laisse planer aucune ambiguïté sur les concepts utilisés. Le plan est simple: produire, vendre, compter, décider et survivre. Les problèmes de productivité, de marketing, d'informatique et de management sont présentés sans emphase, en termes simples et accessibles. Ce petit ouvrage a le mérite d'aborder intelligemment les principaux mécanismes qui orientent la vie de l'entreprise; il nous montre concrètement, *de l'intérieur*, comment fonctionne, en France, une grande entreprise industrielle du secteur privé. L'auteur attaque les problèmes de face, «en cherchant à faire comprendre comment ils se posent plutôt qu'à emporter l'adhésion sur la manière de les résoudre» (p. 133). Un appareil technique bien conçu, selon les exigences de la collection dirigée par Marc Ferro, soit des notes infrapaginales renvoyant aux controverses récentes, une bibliographie sommaire, mais bien choisie, et d'importantes annexes didactiques, donnent au titre de l'ouvrage un certain sens clinique. L'examen de la situation de l'industrie en France dans les années 1970 forme une conclusion propice à la réflexion pour ceux qui s'intéressent encore à l'évolution de la notion de profit. Cette qualité de vulgarisation fait honneur à une collection soucieuse d'élargir le champ de l'histoire.

Cully

F. Jequier

ARNOLD JAGGI, *Europa und die Welt einst und heute. Von Abenteuern, Kämpfen, Not und Hilfe*. 2. Aufl. Bern, Haupt, 408 S. — Der ehemalige Berner Seminarlehrer Jaggi, in der Schweiz bekannt als einer der besten

Schulhistoriker, ist nicht nur ein guter Methodiker, sondern ein Historiker, der für das Volk schreiben will und darum stets bemüht gewesen ist, «lesbar» zu schreiben. Im Unterschied zu den auf diesem Gebiet üblicherweise tätigen Schriftstellern, etwa Journalisten, besitzt er eine ungewöhnliche Quellenkenntnis. (Charakteristisches Detail: ein Seminarist erzählte dem Schreibenden, während des autolosen Zweiten Weltkrieges hätten die Schüler einen Leiterwagen gebraucht, um für den Lehrer Jaggi die Bücher in der Bibliothek zu holen.)

In dem hier anzuzeigenden Werk wird nun freilich die Quellenlektüre fast nicht sichtbar. Es fehlt der kritische Apparat; es gibt keine mehrseitige Bibliographie. Der aufmerksame Leser merkt aber doch, dass Jaggi nicht nur die Sekundärliteratur benützt hat, sondern immer wieder aus den guten Quellen geschöpft hat, um die charakteristischen Einzelheiten für seine farbige Darstellung zu holen.

Der Inhalt des Buches lässt sich besser mit den Stichworten «Kolonisation-Dekolonisation» erfassen als mit dem jugendbuchartigen Untertitel. Bezeichnend für das Anliegen Jaggis ist die Gewichtsverteilung: für den historisch viel längeren Zeitraum von 1400–1945 benötigt die Darstellung nur die Hälfte des Buches, für die letzten dreissig Jahre den ganzen zweiten Teil. Im ersten Teil, also der Kolonisationsgeschichte, benützt Jaggi die bekannten Quellen von Marco Polo, Columbus, Diaz, Las Casas bis zu Livingstone, also nichts Neues. Erst im zweiten Teil bietet er Unbekanntes; er wertet hier neben der Spezialliteratur vor allem die Berichte der Heimkehrer und der Entwicklungshelfer aus. Dann zieht er die Bilanz, leider nur auf zehn Seiten (Kolonisation – Licht und Schatten S. 341–348), und schildert auf den letzten fünfzig Seiten die Hilfsaktionen, besonders diejenigen der Schweiz bis zur sogenannten «Erklärung von Bern» im Jahre 1968.

Schon diese kurze Übersicht verrät es: Jaggi ist nicht nur Erzähler, sondern – wie es engagierte Historiker seit Livius immer gewesen sind – auch Moralist. Wenn er auch nicht in die modische Selbstbezüglichung mancher Europäer fällt, so zeigt er klar, dass der Weisse dem Farbigen gegenüber eine Schuld abzutragen hat und ihm heute Dienste erweisen muss. Den rechten Dienst sieht er in der praktischen Arbeit der «bestausgebildeten Fachleute» in den Entwicklungsländern. Und was sollen wir daheim tun? Jaggis Antwort: «Der Kampf dafür, dass die Schweiz in der Erfüllung ihrer internationalen Aufgabe im Vergleich mit andern Ländern nicht so zurückstehe wie bis anhin, ist ein guter und ein notwendiger Kampf» (S. 394).

Basel

René Teuteberg